

Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber: Bernisches historisches Museum
Band: 53 (1991)
Heft: 4

Buchbesprechung: Bernische Geschichtsliteratur

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bernische Geschichtsliteratur

Besprechungen und Hinweise

Kanton Bern

Zum 800-Jahr-Jubiläum der Stadt Bern und zur 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft hat die Burgergemeinde Bern mit der Vollfaksimileausgabe* von *Diebold Schillings* sogenannter *Spiezer Bilderchronik* eine kostbare Festgabe dargeboten. Zu dem Kommentarband, der diese Edition begleitete, gesellt sich nun noch eine Studienausgabe,** die den Chroniktext und die Beiträge der Kommentatoren einem weiteren Kreise geschichtlich Interessierter zu einem erschwinglichen Preis zugänglich macht.

Urs Martin Zahnd gibt zunächst eine genaue Beschreibung der Handschrift, wobei er der Arbeitsweise des Chronisten und dem Verhältnis von Text und Illustrationen besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Zahnd glaubt, den Schluss ziehen zu dürfen, dass Schilling nicht nur der Verfasser und Schreiber der Chronik gewesen sei, sondern auch bei der Illustration massgebend mitgewirkt habe.

Erwin Oberholzer und *Florence Darbre* berichten sodann über die parallel zur Faksimilierung durchgeführte Restaurierung der Chronikoriginalhandschrift.

Darauf führt uns *Christoph von Steiger* in die Besitzergeschichte der Handschrift ein. Diese lässt sich durch fünf Jahrhunderte recht gut verfolgen, denn vom Auftraggeber Rudolf von Erlach vererbte sich der Foliant bis 1875 in der Familie von Erlach, kam dann an den Sammler Friedrich Bürki und durch dessen Erben 1888 schenkungsweise an die Burgergemeinde Bern, die ihn zunächst der Stadtbibliothek und ab 1951 der Burgerbibliothek Bern zur Obhut anvertraute.

Peter Glatthard untersucht die Sprache Diebold Schillings und kommt dabei zum Ergebnis, dass es sich um die Schreibsprache der bernischen Kanzlei im 15. Jahrhundert handelt, und dass die Chronik weit mehr zum Vortragen im Zunft- und Familienkreis als zum Lesen bestimmt war. Zu interessanten Schlüssen gelangt auch *Liselotte E. Saurma-Jeltsch* in ihrem Beitrag über die Illustrationen und ihr stilistisches Umfeld. Aufgrund ihrer eingehenden Analyse möchte sie Diebold Schilling als Illustrator der Chronik ausschliessen. Sie sieht die Bilder der Chronik keineswegs in der Nachfolge der Diebold Lauber-Werkstatt in Hagenau stehen, sondern vielmehr stark von konstanzisch-schwäbischen Einflüssen geprägt. Die Editionskommission der Chronik hat die divergierenden Schlussfolgerungen Urs M. Zahnds und Frau Saurma-Jeltschs bewusst als Anregung für künftige Forschung stehen lassen.

Peter Kaiser holt in seiner Untersuchung der Spiezer Chronik als Quelle für die historische Realienkunde weit aus und zeigt, wie die Bilder dieses Werkes beispielsweise über Textilien und Schmuck, Architektur und Mobiliar, Geräte und Transportmittel und auch über Musikinstrumente in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wertvolle Aufschlüsse zu geben vermögen.

Unter dem Titel «Die befleckte Handfeste» analysiert *Kathrin Utz Trepf* die innerstädtischen Unruhen im Bern des 14. Jahrhunderts im Spiegel der spätmittelalterlichen Chronistik. Sie weist dabei nach, dass Schilling und Tschachtlan für die Zeit von 1191 bis 1420 doch nicht einfach nur

* Diebold Schillings Spiezer Bilderchronik. Faksimile-Ausgabe der Handschrift MSS. hist. helv. I. 16 der Burgerbibliothek Bern, hrsg. von Hans A. Haeberli und Christoph von Steiger. Luzern: Faksimile Verlag, 1990. Faksimileband: 800 S.; Kommentarband: 600 S. reich ill.

** Die Schweiz im Mittelalter in Diebold Schillings Spiezer Bilderchronik. Studienausgabe zur Faksimile-Edition der Handschrift MSS. hist. helv. I. 16 der Burgerbibliothek Bern, hrsg. von Hans A. Haeberli und Christoph von Steiger. Luzern: Faksimile Verlag, 1991. 600 S. reich ill.

Justinger nachgeschrieben haben, sondern mit Zusätzen und Weglassungen ihr eigenes Urteil in die Darstellung der Ereignisse einbrachten. – Urs Martin Zahnd erörtert in seinem zweiten Beitrag die Laienbildung und Literatur im spätmittelalterlichen Bern und gelangt dabei nach Darstellung der Bildungsmöglichkeiten und Bildungsstätten für Stadtberner im 14. und 15. Jahrhundert aufgrund von Quellenzeugnissen und nachweisbarem Bücherbesitz zu einem wesentlich positiveren Urteil, als es noch Richard Feller geäussert hatte.

Es folgt dann die Beschreibung der Illustrationen, die nahezu den halben Band einnimmt. *Vinzenz Bartlome* erläutert die 344 Bilder der Chronik, die alle verkleinert in Schwarzweiss wiedergegeben sind. Wie die Beiträge der anderen Mitarbeiter des Bandes zeigen, ist in einzelnen Fällen auch eine andere Interpretation des Bildinhaltes denkbar, doch sind Bartlomes Deutungen stets auch plausibel. Achtzig der Chronikbilder sind im Bande seitengross farbig reproduziert.

Urs Martin Zahnd bietet sodann die Edition des ganzen Chroniktextes mit Kommentar, dem mehrere Bearbeiter noch ein Glossar folgen lassen, das dem Verständnis der spätmittelalterlichen Chroniksprache dienen soll. Ein Register, in das nicht nur die Personen- und Ortsnamen, sondern auch die Gebiets- und Gewässernamen aufgenommen sind, bildet den Abschluss des gewichtigen Bandes.

Hermann Specker

Barbara Braun-Bucher hat sich mit ihrer Dissertation über den *Berner Schultheiss Samuel Frisching** eine doppelte Aufgabe gestellt: auf der einen Seite die biographische Würdigung eines hervorragenden Vertreters der bernischen Magistratur, andererseits die Darstellung dessen, was man im weitesten Sinne als die «politische Kultur» des 17. Jahrhunderts in Bern bezeichnen könnte. Die biographischen Kapitel sind eingebettet in weitausholende Abhandlungen zur Quellenkunde, zur Bildungsgeschichte, zu Aspekten der Verfassungsentwicklung und der Tagespolitik. Die Biographie des Berner Schultheissen dient als roter Faden in einer abenteuerlichen Reise in die Tiefen des kaum erforschten 17. Jahrhunderts.

Der Ausbau des Staates ging Hand in Hand mit der Ausbildung eines Magistratenstandes, der sich im 17. Jahrhundert immer deutlicher von anderen städtischen Gruppen abhob. Die wachsenden Anforderungen an die Inhaber der hohen und höchsten Ämter verlangten nach neuen Bildungsgängen und Karrieremustern; die zahlreichen Konflikte in der Stadt, im Land, in der Eidgenossenschaft und in der europäischen Politik – besonders im Verhältnis zu Savoyen und Frankreich – schufen einen stets wachsenden Handlungsbedarf. Samuel Frischings politischer Werdegang und seine Ämterlaufbahn bilden auf diesem Hintergrund ein hervorragendes Exempel.

Breiten Raum nimmt die Darstellung des bernischen Bildungswesens ein. Die Neugestaltung der Hohen Schule im 17. Jahrhundert brachte eine Öffnung auf einen Kreis von Studierenden hin, der sich nicht ausschliesslich der Theologie widmen sollte, sondern sich auf eine politische Karriere vorbereitete. Im Verlauf des 17. Jahrhunderts stieg so der Anteil der Studierenden, die sich nicht der geistlichen Karriere widmeten, auf rund einen Drittel. Auch das Studium an einer auswärtigen Hochschule – besonders Leiden oder Herborn – erwies sich als eine gute Vorbereitung auf die politische Karriere. Die sorgfältige prosopographische Untersuchung der erhaltenen Studenten- und Promotionsverzeichnisse ergibt hier ein differenziertes und dynamisches Bild des bernischen Schulwesens. Vielleicht hätte hier eine graphische Umsetzung der statistischen Befunde die oft komplizierten Resultate leichter verständlich machen können.

* Barbara Braun-Bucher: Der Berner Schultheiss Samuel Frisching 1605–1683. Schrifttum, Bildung, Verfassung und Politik des 17. Jahrhunderts auf Grund einer Biographie (Schriften der Berner Burgerbibliothek). Bern: Stämpfli, 1991. 588 S. ill.

Im Zusammenhang mit der Untersuchung der Schulgeschichte gelingt es der Autorin, einen Schlüsseltext zum Verständnis des bernischen Staatsverständnisses, die «Summarische anweisung deßen, so einem Patricio oder Politico zu Bern sonderlich zu wüßen nöthig», dem Berner Professor Johann Caspar Seelmacher (1644–1715) zuzuschreiben (der Text ist bisher Samuel Frisching II zugeschrieben worden, vgl. BZ 1951).

Ein weiterer Hauptteil behandelt die schwierigen Verfassungsfragen im 17. Jahrhundert, das Tauziehen zwischen Grossem und Kleinem Rat, das auch als Ausdruck der stets wachsenden Anforderungen an die politische Handlungsfähigkeit des Staates verstanden werden kann. Samuel Frisching steht in einem permanenten Spannungsfeld zwischen traditioneller Amtsauffassung und barocker Selbstherrlichkeit. Die «Roten Bücher» und die «Burgerspunkte» widerspiegeln das harte Ringen um eine Verfassung, die sowohl dem Handlungsbedarf der Magistraten wie auch den überlieferten Rechten der Bürgerschaft Rechnung trägt. Es ist ein Verdienst der Autorin, dass sie der Herkunft der «Burgerspunkte» die nötige Aufmerksamkeit geschenkt hat. Die «Burgerspunkte» entstanden aus den Beschwerdepunkten der Bürgerschaft im Jahre 1642; sie sind also mehr als nur ein kurioses Anhängsel der «Roten Bücher».

An zwei Fallbeispielen wird schliesslich die Praxis der Konfliktlösung dargestellt: der Corsinger Handel (1666/68) und die Affäre Moutier-Grandval (1670/72). In beiden Fällen geht es um das Zusammenspiel Berns mit den verschiedenen eidgenössischen Kräften im Konflikt mit benachbarten Fürsten, im ersten Falle mit Savoyen, im zweiten mit dem Fürstbischof von Basel. Die Theatralisierung der Konflikte in diplomatischen Ritualen ist nur die eine Seite des Agierens; immer wieder tritt das handfeste Taktieren im Wirtshaus neben die offiziellen Akte im Rathaus. Die Beherrschung des politischen Metiers verlangte nicht nur die genaue Kenntnis der diplomatischen Gepflogenheiten, sondern auch eine Sicherheit im oft rüden gesellschaftlichen Umgang des 17. Jahrhunderts; Samuel Frisching beherrschte beides: selbstherrlich, ruhmsüchtig und geldgierig auf der einen Seite, gebildet, fromm und verantwortungsbewusst auf der anderen Seite, verkörpert er die Zerrissenheit eines Magistraten in einer schwierigen Zeit der bernischen Geschichte.

Das schön gestaltete, allerdings etwas unhandliche Buch kann als Pionierleistung angesehen werden; viele Aspekte des bernischen 17. Jahrhunderts werden hier erstmals in ihrer Komplexität angegangen. Es bleibt zu hoffen, dass der Funke überspringt, und dass weitere Forschungen zum so oft vernachlässigten 17. Jahrhundert angeregt werden.

François de Capitani

Zum erstenmal gelangte eine Kunstausstellung des Europarates in der Schweiz zur Durchführung. Das Thema bot dem ausstellenden Land im Jubiläumsjahr 1991 Gelegenheit, die künstlerische Ausprägung seiner republikanischen Eigenart seit dem Beginn der Neuzeit im europäischen Vergleich zu zeigen. *Hans-Christoph von Tavel* räumt im Vorwort zum Katalog* ein, dass es die abendländische republikanische Kunst nie gab, weil die kulturellen Unterschiede zwischen den republikanisch organisierten Gesellschaften Alteuropas – beispielsweise zwischen Venedig und Appenzell – zu gross waren. Auch konnte die künstlerische Manifestation eines republikanischen Staatswesens wie im Fall Venedigs durchaus höfisch-monarchische Züge annehmen. Im Zeitalter der Nationalstaaten fiel die Republik als Gegenstand für die bildende Kunst dahin. Aus diesen Gründen konzentrierten sich die Organisatoren von «*Zeichen der Freiheit. Das Bild der Republik*» darauf, die künstlerische «Auseinandersetzung mit der Vorstellung politischer Freiheit in einer bestimmten

* *Zeichen der Freiheit. Das Bild der Republik* in der Kunst des 16. bis 20. Jahrhunderts. 21. Europäische Kunstausstellung unter dem Patronat des Europarates, Bernisches Historisches Museum, Kunstmuseum Bern, 1. Juni bis 15. September 1991 [Katalog]. Herausgegeben von Dario Gamboni und Georg Germann unter Mitwirkung von François de Capitani. Bern: Stämpfli, 1991. 789 S. reich ill.

Gesellschaft» (S. XXI) zur Darstellung zu bringen. Dieses Unterfangen ist ihnen hervorragend gelungen. Geographische Schwerpunkte bildeten für die Zeit bis zur Französischen Revolution die Eidgenossenschaft, im speziellen die Stadtrepublik Bern, Venedig und die Niederlande, für die Zeit danach die Vereinigten Staaten von Amerika, die französischen Republiken und der schweizerische Bundesstaat. Aus der Reihe der Sachthemen, die behandelt wurden, seien hier nur die Symbole der Freiheit oder die Rolle der Karikatur herausgegriffen. Der Katalog enthält eine Fülle von Informationen zu den über fünfhundert Exponaten. Die von ausgewiesenen Fachleuten verfassten Werkbeschreibungen bewegen sich durchwegs auf hohem Niveau. Dass sich da und dort kleine Fehler einschleichen könnten, ist bei derartigen Unternehmen wohl nie zu verhindern. So wurden bei der Beschreibung des Wappenscheibenzyklus von Lukas Zeiner die Überschriften der Legenden zu Glarus und Zug verwechselt (S. 136). Die Ligurische Republik entstand 1797 nach der Abdankung der genuesischen, nicht der venezianischen Regierung (S. 342). Die einzelnen Themenbereiche werden von *François de Capitani* jeweils kurz und treffend umrissen. Sehr nützlich ist das mehrere hundert Titel umfassende Literaturverzeichnis, das interessierten Leserinnen und Lesern den Zugang zu teilweise schwer greifbaren Forschungsergebnissen des Auslands eröffnet. Die dem Katalog beigegebenen Essays verdienen besonders hervorgehoben zu werden. *Ulrich Im Hof* setzt sich mit den Regierungsformen, Sozialstrukturen und politischen Konzepten der Republiken vom 16. bis zum 20. Jahrhundert auseinander. *Thomas Fröschl* zeigt in seinem Aufsatz «Rathäuser und Regierungspaläste», dass die Architektur sowohl in Europa als auch in den USA als Hauptinstrument republikanischer Selbstdarstellung diente. Aufschlussreich ist der Essay «Gesichter der Republik» von *Enrico Castelnovo* über Formen des Porträts in Italien, den Niederlanden und der Eidgenossenschaft. Im Artikel von *Helga Möbius* über «Frauenbilder für die Republik» wären vielleicht einige Worte über die Helvetia als schweizerisches Nationalsymbol angebracht gewesen. *Martin Warnke* hält in seiner Abhandlung «Die Demokratie zwischen Vorbildern und Zerrbildern» zusammenfassend fest, dass die Künste «immer eher gegen die demokratischen Bewegungen als mit und in ihnen» standen (S. 97). *Jochen Becker* schliesslich untersucht den «schillernden Begriff» der Freiheit in Historiographie und Kunsttheorie. Mit dem anspruchsvollen Katalog «Zeichen der Freiheit. Das Bild der Republik» haben Herausgeber und Autoren ein wertvolles Arbeitsinstrument geschaffen, das der (kunst-)historischen Forschung auch nach dem Ende der Ausstellung gute Dienste leisten wird.

Andreas Fankhauser

Der zweite Band von *Beat Junkers* Berner Geschichte,* die unter dem Patronat des Regierungsrates vom Historischen Verein des Kantons Bern herausgegeben wird, verfolgt die Entwicklung des politischen Systems über ein halbes Jahrhundert, von der Regeneration von 1831 über die Verfassung, die 1846 unter der Federführung der Radikalen entstand, bis zur Einführung des Referendums 1869 und zur Staatskrise von 1877/78, als das Volk zwei finanzpolitische Vorlagen wuchtig verwarf, damit die gesamte Regierung desavouierte und seinem Unmut über die Selbstherrlichkeit der herrschenden radikalen Elite Luft machte.

Das Werk ist einem traditionellen Geschichtsverständnis verpflichtet, insofern als neuere Methoden und Fragestellungen, wie sie etwa Sozial-, Wirtschafts- oder Mentalitätsgeschichte erarbeitet haben, kaum einbezogen werden. Das heisst nicht, dass wirtschaftliche oder soziale Probleme ignoriert würden, sie erscheinen aber im politischen Kontext, wie beispielsweise die

* Beat Junker: Geschichte des Kantons Bern seit 1798. Band II: Die Entstehung des demokratischen Volksstaates 1831–1880. Unter dem Patronat des Regierungsrates, hrsg. vom Historischen Verein des Kantons Bern (Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern 73, 1990), Bern: 1990. 475 S. reich ill.

Massenarmut im Zusammenhang mit Karl Schenks Untersuchungen und Armengesetzen, oder der Eisenbahnbau als Auslöser politischer Krisen («Aarberger Sturm», «Vorschussmillion»). Traditionelle politische Geschichtsschreibung also, aber in einem guten Sinn: quellennah, umfassend und anschaulich. Zurückhaltend im Urteil und bestrebt, den verschiedenen Positionen gerecht zu werden. Das letztere wird besonders deutlich in der Behandlung der Jurafrage, der von den Unruhen um 1850 bis zum Kulturmampf breiter Raum gewährt wird.

Leider ist der Bildteil, wohl aus Kostengründen, in einen Anhang verbannt worden; die aufschlussreichen Legenden dazu müssen noch weiter hinten aufgestöbert werden. Sie verlieren damit an Präsenz und das Gewicht, das ihnen eigentlich zukommt. So etwa werden zwei grosse Berner von internationaler Bedeutung, die aber in der politischen Geschichte keinen Platz haben, Jeremias Gotthelf und Albert Anker, im Bildteil gewürdigt, kommen aber kaum zur Geltung, wenn man sie zwischen Literaturverzeichnis und Register aufsuchen muss. Zwei grossformatige Kartenbeilagen vervollständigen das Werk. Die eine betrifft die Juragewässerkorrektion, die auch im Text ausführlich behandelt wird, die andere gibt Auskunft über Bevölkerungsverteilung, Industriestandorte und Eisenbahlinien (hier vermisst man eine Legende).

Bruno Fritzsche

Orts- und Regionalgeschichte

Zu den erfreulichen Resultaten, die das Jubiläumsjahr «Bern 800» hinterlassen hat, gehört auch ein Stück Regional- und Ortsgeschichte, das zumindest teilweise im Blick auf das Jubiläumsjahr der Hauptstadt entstanden ist. Verschiedene Amtsbezirke haben es sich nicht nehmen lassen, sich und ihre zugehörigen Gemeinden 1991 in einer Publikation darzustellen; desgleichen erschienen 1991 eine Reihe von Ortsgeschichten. In einer Überschau sollen sie hier gewürdigt werden.

A. Amtsbezirke:

Wichtiger Bestandteil des Konzepts des bernischen Jubiläums (kurz «Bern 800» genannt) war der Auftrag an alle Amtsbezirke, in einer Ausstellung sich und ihre Gemeinden in Geschichte und Gegenwart darzustellen. Die vier Amtsbezirke Aarwangen, Interlaken, Signau und Trachselwald haben darüber hinaus auch noch je eine Publikation geschaffen. Das Resultat dieser Bemühungen ist ebenso unterschiedlich wie die Konzepte der Schriften. Allen gemein ist indes die Wichtigkeit, die man der Abbildung, neben Zeichnungen vor allem Photographien, beimass.

Die Publikation des *Amtsbezirks Signau** bietet sich als folioformatiges Heft an. Es sind zwei Autoren (R. Berger, G. Conus), die den Amtsbezirk und nachfolgend jede Gemeinde je mit einem historischen und aktuellen kurzen Text, mit einer Kartenskizze samt statistischen Angaben und mit einem Bild (sehr schöne Photographien) auf 3 bis 4 Seiten vorstellen. Was sich als historischer Abriss gibt, ist indessen ohne Sinn für Geschichte geschrieben, oberflächlich, voller Klischees und für die Vermittlung eines Geschichtsbilds der betreffenden Gemeinde von keinem Wert. Brauchbar ist die Darstellung der heutigen Verhältnisse (Wirtschaft, Bevölkerung, Schule, Kulturelles). Auf je einer Seite konnten der jeweilige Gemeindepräsident und einige Jugendliche Stellung zu ihrer Gemeinde beziehen. Ferner wurde dem Gewerbe Platz für Reklametexte eingeräumt – bei grösseren Unternehmen sind es ein- bis zweiseitige Selbstdarstellungen, die mit präziser Information ebenfalls zur Charakterisierung ihrer Gemeinde beitragen.

* Der Amtsbezirk Signau, Texte: R. Berger, G. Conus. Langnau: Emmentaler Druck, 1991. 103 S. ill.

Der *Amtsbezirk Aarwangen** verstand es, mit kräftiger Hilfe seiner 25 Einwohnergemeinden ein besonders gepflegtes Buch (Layout: *Rudolf Wirth*) herauszubringen. In einem ersten Teil wird der Amtsbezirk, in einem zweiten jede Gemeinde für sich geographisch, historisch und aktuell beschrieben. Jede Gemeinde stellte den Verfasser ihres Gemeindeartikels, was denn auch zur grossen Zahl von über 30 Autoren geführt hat. Anleitung, Beratung und Schlussredaktion lag bei einem Historiker (*Max Jufer*). Leider hat man es verpasst, dem schönen Äusseren des Buches entsprechend auch neue Resultate der Geschichtsforschung für die Zeit vor 1800 zu erarbeiten. Die jeweiligen historischen Abschnitte von unterschiedlicher Qualität sind insgesamt wenig fachmännisch abgefasst und spiegeln den Forschungsstand der 1950er Jahre, was um so bedauerlicher ist, da diese Gegend zu den protoindustriell aktiven im Kanton gehörte. Besser steht es um Angaben zu Bevölkerung, Wirtschaft und Politik des 19. Jahrhunderts und der heutigen Zeit; darin liegt denn auch der (geschichtliche) Wert dieser Schrift. Vorzüglich sind die Kapitel, die Entwicklung und Bedeutung der Burgergemeinden und der neugeschaffenen Gemeindeverbände (*Emil Schaffer*) darstellen, so auch den Hochwasserschutzverband «unteres Langetental», zu dessen Aufgabe es gehört, mit dem Bau des 1992 einzuweihenden Entlastungstollens Langenthal vor künftigen Hochwassern zu schützen. Erfreulich sind die Kurzmonographien der einzelnen Kirchen; hier wurden die neuesten archäologischen Untersuchungen berücksichtigt. Mit berechtigtem Stolz verweisen die Verfasser denn auch auf das hohe Alter vieler Kirchen im oberaargauischen Raum. Zur gepflegten Ausstattung des Buches gehört das vorzügliche, zu einem guten Teil von den Gemeinden gestellte Bildmaterial (Zeichnungen und Photographien) mit vielen stimmungsvollen Landschafts- und Dorfaufnahmen, die ihrerseits zur Dokumentation beitragen.

Anders präsentiert sich die kleinformatige Broschüre des *Amtsbezirks Interlaken*.** Ihr Anliegen ist klar und eindeutig: Die Schrift will den Amtsbezirk und die 23 Gemeinden (pro Gemeinde 4 Seiten) in Wort und Bild vorstellen, wie sie heute sind; sie will Gegenwartsprobleme etwa im allgegenwärtigen Tourismus, in der Landwirtschaft (Teilzeitbauern), in der Fischerei und im Gewerbe aufzeigen. Sie erhebt keinerlei Anspruch auf kleine «Gemeindegeschichten», sondern streut höchstens da und dort – im übrigen recht geschickt – kleine historische Hinweise mitten in den aktuellen Text, so dass doch das eine oder andere aus der Vergangenheit einfliest. Auf einem Viertel des Heftumfangs hat man das Wort 23 Jugendlichen gegeben, ihre Beziehung zur Gemeinde kundzutun, was das Bild der Gemeinde sympathisch ergänzt. Am Schluss folgen nützliche Erklärungen verschiedener kommunaler Organisationsformen (Einwohner-, Burger-, Gemischte Gemeinden, Untergemeinden, Kirchgemeinden, Gemeindeverbände und privatrechtliche Körperschaften). Der einzige Verfasser (*Peter Bernet*) hat sein Konzept gut und konsequent durchgehalten. Entsprechend dem kleinen Format der Publikation sind die Abbildungen zum Teil winzig geraten.

Das hübsche Buch über den *Amtsbezirk Trachselwald**** und dessen 10 Gemeinden wurde ebenfalls von einem einzigen Autor (*Jürg Rettenmund*, Historiker und Journalist) verfasst; im Vergleich der hier besprochenen Publikationen der Amtsbezirke bietet es das mit Abstand historisch fundierteste, beste Bild. Es besticht durch seine klare, einfache Konzeption, durch eine inhaltlich kompetente und sprachlich gewandte Darstellung. In einem ersten Teil wird die Geschichte des Amtsbezirks (beziehungsweise des Landesteils Unterer Emmental) auf dem neuesten, dem Autor

* Der Amtsbezirk Aarwangen und seine Gemeinden, Redaktion: Max Jufer, Martin Lerch, Emil Schaffer, Rudolf Wirth. Langenthal: Merkur Druck, 1991. 200 S. reich ill.

** Peter Bernet: 23 Gemeinden, Wasser, junge Stimmen im Amtsbezirk Interlaken. Hrsg. zum Jubiläum 800 Jahre Bern. Interlaken: Schläfli AG, 1991. 200 S. ill.

***Jürg Rettenmund: Amtsbezirk Trachselwald. Huttwil: Jürg Rettenmund, 1991. 84 S. reich ill.

zugänglichen Forschungsstand abgehandelt. In den Kapiteln Bevölkerung, Wirtschaft, Kultur, politische Verhältnisse folgt der historischen Schau eine Darstellung der neuesten Entwicklung, unterstützt durch Tabellen (Bevölkerungszahlen, Parteienstärken usw.) und Graphiken; dazu gehört auch die Darstellung über die neugeschaffene «Region Trachselwald» im Entwicklungskonzept der Bergregionen. 10 Biographien bekannter Persönlichkeiten (neben Politikern auch Künstler oder Sprachwissenschaftler) ergänzen das Bild. In einem zweiten Teil wird jede Gemeinde auf je einer Text- und Bildseite knapp, aber gleichwohl vorzüglich dargestellt.

Heinrich C. Waber hat für den *Amtsbezirk Konolfingen** auf das Jubiläumsjahr 1991 eine ansprechende Publikation geschaffen, die sich grosso modo in drei Teile gliedert: einen aktuellen, einen historischen und einen biographischen Teil. Das Buch wird mit dem aktuellen, stark statistisch geprägten Teil eröffnet. Hier wird kurz alles, was wissenswert scheint, vorgestellt: Die 29 Einwohnergemeinden dieses grössten bernischen Amtsbezirks mit Behörden (Gemeindepräsidenten und -schreiber sogar im Bild) und Lehrerschaft sowie einer aktuellen und einer historischen Kurzcharakteristik der Gemeinde (nota bene der Text für das «Schweizerlexikon»), die Kirchengemeinden mit Listen ihrer Pfarrer seit 1850 und der Kirche im Bild, die heutigen Chefbeamten und Politiker des Amtsbezirks im Bild und schliesslich in eingängigen Graphiken die Gemeinden nach Fläche, Einwohnerzahl und Erwerbstätigen (ohne Angaben des Jahrs der Zählung: 1980?, 1990?), ferner kartographisch die Planungsregionen und der öffentliche Verkehr. Der folgende historische Teil steht im Widerstreit zwischen chronologischem und thematischem Aufbau; es wird von allem ein wenig geboten: etwas Ur- und Frühgeschichte, ein wenig 19./20. Jahrhundert, ein wenig Twingherrenstreit 1471, etwas über die Mühlen im Amt, über den Bauernkrieg 1653, etwas über die Gefallenen von 1798 und so weiter. Es sind Themen, die den Autor offenbar selber interessiert haben. Das ganze ist im Stil der ehemaligen «Jahrbücher» des Amtsbezirks insgesamt recht nützlich (zum Beispiel Listen der Bestraften von 1653 und der Gefallenen von 1798 nach Gemeinden) und allgemein verständlich dargestellt. Im dritten Teil folgen Listen der Politiker des 19./20. Jahrhunderts, sodann Kurzbiographien zu Kulturschaffenden, Wissenschaftern und Sportlern aus dem Amt. Es ist eine verdankenswerte Arbeit, wobei das ganze eben als chronikalische (aufzählend, erzählend) und nicht als historische Schau und Untersuchung zu werten ist.

B. Gemeinden:

Verschiedene Gemeinden gaben 1991 geschichtliche Darstellungen ihres Ortes heraus, die recht unterschiedlich betitelt sind, so mit «Chronik», «Ortschronik», «Dorfchronik», «Geschichte und Volkskunde», «Schau- und Lesebuch», «Aus Geschichte und Heimatkunde». Das Jubiläumsjahr der Kantonshauptstadt war nur gerade bei dreien (Burgistein, Spiez, Stettlen zum Teil) auch der Auslöser zur Herausgabe der Ortsgeschichte. Eigene Jubiläen standen mehr im Vordergrund: Urkundliche Erstnennungen bei Ringgenberg–Goldswil (1240) und Oberwichtrach (1266) und die Einweihung der Mehrzweckhalle im Fall von Oeschenbach. Zollikofen und Toffen hatten sich schon lange eine eigene Ortsgeschichte gewünscht; sie erhielten ihre Dorfchroniken nach langer Vorbereitungszeit mehr zufällig in den Jahren 1990/91.

Bei aller unterschiedlichen äusseren und inneren Gestaltung lässt sich bei den 10 Ortsgeschichten doch eine Übereinstimmung feststellen: Sie sind alle mehr oder weniger reich und aufwendig illustriert. Offensichtlich gehört die gelehrt, aber bildlose Ortsgeschichte völlig der Vergangenheit an.

* Heinrich C. Waber: Das Amt Konolfingen 1991. Eine Chronik. Münsingen: Fischer, 1991. 168 S. reich ill.

*Burgistein** betitelt seine Publikation als «Ausschnitte aus der Geschichte». Sie umfasst einen bis heute fortgeführten geschichtlichen Teil (Autor: *Hans Egger*), informiert über die Burgergeschlechter und das kulturelle Leben in der Gemeinde und bringt interessante bauhistorische Beiträge (Schloss, ländliche Architektur; Autor: *Martin Furer*). Der Autor des historischen Teils erlag in den ersten Kapiteln leider der Meinung vieler historisch interessierter Laien, dass sie nämlich alle Epochen zu behandeln hätten, selbst wenn sich auf Gemeindeboden Entsprechendes nicht finden und belegen lässt, so dass lauter Spekulationen («man darf annehmen, dass ...», «sicher geschah das auch in B ...») zu Papier gebracht werden müssen; so wird etwa die Landnahme der Alemannen abgehandelt, über Landwirtschaft und Bevölkerung um 1200 (!) referiert, über den Verlauf der Reformation geredet und so weiter. Ortsgeschichte, wie ein Laie sie ohne historisches Rüstzeug schreiben kann, beginnt mit den vorhandenen Dokumenten halt meist spät, so wie in Burgistein im 17./18. Jahrhundert mit dem Streit zwischen Bauern und Taunern um die Allmend, im 19. Jahrhundert mit der Geschichte des Schulwesens und der Armenfürsorge. In diesen Kapiteln legt Egger denn auch Wertvolles vor, erarbeitet aus Akten im Staatsarchiv, aus Gemeindeprotokollen, Schulberichten oder Notarmen-Reglementen. Sicherer Grund betritt der Autor vollends in der selbsterlebten Zeit («Von der Entwicklung der Gemeinde nach dem Zweiten Weltkrieg»), aus der er anschaulich über die Siedlungs- und Bevölkerungsentwicklung, über die Entwicklung von Handwerk und Gewerbe erzählt, unterstützt durch das Bild (alte und neue Photographien).

Anders hatte *Alfred Stettler*, auch er kein Fachhistoriker, seine Aufgabe angepackt. Bei der Erarbeitung der Ausstellung zum Jubiläumsjahr hatte er so viel Material über die Gemeinde *Spiez*** und ihre 5 Bäuerten zusammengetragen, dass daraus eine Publikation entstehen konnte. Es sind ausgewählte Themen zur Ortsgeschichte (unter anderem Anfänge der «Gemeinde»; Kirchen; militärische Aufgaben der Gemeinde; Schulwesen; «Gemeinwerk» mit Strassenbau und Feuerwehr; Allmendnutzung und -verwaltung durch die Bäuerten; alte Grenzen), die zusammengenommen ein recht gutes Bild der Gemeinde mit ihren 5 Siedlungsschwerpunkten ergeben. Jedes Thema beruht auf Quellenkenntnis und ist kompetent abgehandelt mit einem lebendigen Gespür für Geschichte. Unverkennbar ist auch das didaktische Anliegen des Autors, dem Leser die vergangenen Verhältnisse nahezubringen und begreiflich zu machen; dazu dient nicht zuletzt die klare, verständliche Darstellung und ein gut ausgewähltes Bildmaterial (Photos). Alte Pläne dürften allerdings umgezeichnet mehr hergeben als das schlecht lesbare, stark verkleinerte Faksimile. Alles in allem ist «*Gmeind Spiez*» eine erfreuliche Arbeit.

Erfreulich ist auch die kleine, anspruchslose «Chronik» von *Oeschenbach*,*** verfasst von *Werner Fuhrmann*. Der Schwerpunkt der archivalisch abgestützten Darstellung liegt auf dem 19./20. Jahrhundert. Es sind drei Hauptthemen, die abgehandelt werden: Die nicht ganz einfache Entstehungsgeschichte der Gemeinde Oeschenbach vom mittelalterlichen Zehntbezirk der entfernten Pfarrkirche Rohrbach zur heute nach Ursenbach pfarrgenössigen Einwohnergemeinde, die Schulgeschichte und ein drittes Kapitel, das sich mit allen Bereichen des heutigen Gemeindelebens vom Strassenbau über die Wirtschaft (Landwirtschaft, Handwerk, Gewerbe) bis hin zum Vereinswesen abgibt. Die Absicht des Autors, die Erinnerungen an die jüngere und jüngste Vergangenheit vor dem Verlorengehen zu bewahren, erscheint mit der kleinen Schrift auf gute und sympathische Art in die Tat umgesetzt.

* Hans Egger, Heinrich Blau, Hans Dummermuth, Martin Furer: Burgistein. Ausschnitte aus dessen Geschichte, Burgistein: Gemeinde Burgistein, 1991. S. 78 ill. mit Kartenbeilage.

** Alfred Stettler: *Gmeind Spiez. Von den Anfängen und Aufgaben der Gemeinde Spiez und ihren Bäuerten*. Spiez: Stettler AG, 1991. 48 S. ill.

*** Werner Fuhrmann: Chronik von Oeschenbach. Geschrieben zur Einweihung der Mehrzweckhalle im April 1991, Oeschenbach: Werner Fuhrmann und Gemeinde Oeschenbach, 1991. 96 S. ill.

Demgegenüber muss man die von *Otto Berner* verfasste «Chronik» von *Toffen** trotz der aufwendigen, schönen Buchherstellung als Beispiel zitieren, wie eine Ortsgeschichte nicht sein darf. Der Verfasser war für seine unterhaltsamen Beiträge zur Vergangenheit Toffens in der «Toffen-Zytig» (Dorfzeitung) bekannt. Genauso präsentiert sich nun leider auch das Buch über Toffen: Es handelt sich um eine wenig systematische Stoffsammlung. Dabei wechselt der Autor innerhalb eines Themas sprunghaft von Geschichtlichem zu Heutigem und auch wieder zurück, abrupter Wechsel auch von einem Thema zum nächsten innerhalb desselben Kapitels. Über weite Teile kann man das Zusammengetragene als Kuriositätsammlung bezeichnen. Der Autor hat sichtlich Freude an Volkskundlichem, doch blieb Angelesenes unverarbeitet, ungeordnet und letztlich auch nicht verstanden. Der Sinn für Geschichte, für geschichtliche Abläufe und Entwicklungen fehlt. Das ist schade, denn der Aufwand an Zeit und Engagement ist sicher gross gewesen.

Ausserlich besonders aufwendig, besonders bilderreich und farbig ist auch die «Dorfchronik» von *Zollikofen***. Die Zeit vor 1800 – Frühgeschichte und die Zeit unter der Herrschaft Reichenbach umfassend – ist ein von *Bernhard Junger* überarbeitetes Manuskript des Autors *Fritz Nussbaum* von 1944, das 19. und 20. Jahrhundert wurde von *Peter Sterchi* dargestellt. Diese beiden Hauptteile, so unterschiedlich sie sonst sind, sehen sich in einem doch sehr ähnlich: Beide stellen in erster Linie eine reiche Materialsammlung dar. Für die Zeit vor 1800 werden in 9 Unterkapiteln Daten und Ereignisse zusammengetragen: zur «Gründung» (Entstehung der Herrschaft Reichenbach), über die Twingherren, das Herrschaftsgebiet, das Landgericht Zollikofen, die Twingherrenrechte, über Herrengüter, Höfe und Allmenden, die Dorfbewohner und so weiter. Es handelt sich um eine grosse Sammelarbeit, bei der mit Akribie Handänderungen um Herrschaft und Höfe auf Reichenbacher Boden, die Rechte dieser Herrschaft und des Landgerichts Zollikofen aufgezählt werden; indessen blieb die tiefergehende historische Untersuchung aus. Zollikofen ist ein besonders interessantes (Streu-)Siedlungsgebiet mit Lehenhöfen und grossen und kleineren Herrengütern, die mitten in die Herrschaft eingesprengt waren. Diese für stadtnahe Gebiete nicht ganz unbekannte Konstellation wird zwar angetönt, aber es wird nicht erforscht, wie etwa die Besiedlung vor sich ging, welches primäre, welches Ausbauhöfe waren, ob und welche untereinander genossenschaftlich organisiert waren, und so weiter. Wo ehemalige Verhältnisse hätten untersucht und erklärt werden müssen, wird einfach abgeschrieben – eine Quelle (Gerichtsordnung) oder auch alte Sekundärliteratur (H. Türler über das Schloss). Es sind die Fragestellungen der 1940er Jahre; das spiegelt auch die aufgelistete veraltete Literatur; neue Forschung fand nicht statt. Auch im zweiten Teil werden viele Fakten zur Entstehung der Einwohnergemeinde – wiederum unter 9 Stichworten – dargeboten, was an sich auch wertvoll ist. Sobald man aber etwas tiefergehende Einblicke in die tatsächlichen ehemaligen Verhältnisse erwartet, kommt höchstens ein Protokollauszug – so im Kapitel Armen- und Vormundschaftswesen über die Armenfuhren –, alles bleibt oberflächlich. Diese Form der chronikalischen Auflistung statt Verarbeitung ist leider das Übel vieler Ortsgeschichten. Gerade weil die Buchaufmachung so aufwendig ist, stösst man sich an veralteter Fragestellung und nicht fachmännischer Ausführung. Dokumentarischer Wert kommt den alten Aufnahmen zu; Legenden lassen aber einmal mehr eine «historische Betrachtungsweise» vermissen. Gut ist die Darstellung des imposanten überregionalen Schul- und Weiterbildungsangebotes in Zollikofen.

Welch ein Zufall – die Nachbargemeinde *Bremgarten** erhielt ebenfalls eine Geschichte. Auch sie erschien reichbebildert in den «Berner Heimatbüchern». Doch Welch ein Unterschied zur obigen Publikation. Ihr Inhalt besteht eigentlich aus zahlreichen grösseren und kleineren Abhandlungen, die im Verlauf der letzten 25 Jahre teils veröffentlicht, teils unveröffentlicht, in Vortragsform oder

* Otto Berner: Toffen. Chronik unserer Gemeinde im Gürbetal. Toffen: Otto Berner, 1990. 192 S. reich ill.

** Bernhard Junger, Peter Sterchi, Hugo Weibel: Zollikofen. Eine Dorfchronik (Berner Heimatbücher 140), Bern: Haupt, 1991. 203 S. reich ill.

als Kurs an der Volkshochschule Bern entstanden sind, ein Grossteil in den achtziger Jahren. Ihr Autor *Eduard M. Fallet* hat die reiche historische Ernte seines Lebens für diese Publikation geordnet und Fehlendes durch verschiedene neue Studien ergänzt, so dass daraus eine vollständige Ortsgeschichte geworden ist. Weil Fallet sich einer gewissen nicht ausrottbaren Heterogenität und teilweise fehlenden Systematik bewusst war, wählte er den Untertitel «ein Lese- und Schaubuch», was allerdings nicht vertuschen darf, dass eine gute Ortsgeschichte entstanden ist. Im übrigen schlüsselt ein übersichtliches Inhaltsverzeichnis sowie Personen-, Orts- und Sachregister den Inhalt auf (unglücklicherweise ist das Orts- und Sachregister auf 5 Teile aufgespalten). Fallet muss als «Historiker und Volkskundler aus Leidenschaft» bezeichnet werden, der seinen Gegenstand im Archiv und zu Fuss über Land in jeder Hinsicht gründlich erforscht. Das war auch bei den komplizierten rechtlichen Verhältnissen, aus denen heraus die Gemeinde Bremgarten erst spät entstanden ist, eine Notwendigkeit. Fallet hat sich praktisch aller Themen einer Ortsgeschichte angenommen. Immerhin gibt es einige Schwerpunkte, die nicht zuletzt auch von der speziellen Situation der Kirchgemeinde und Herrschaft Bremgarten diktiert wurden. Dazu zähle ich die Siedlungsgeschichte, die unter verschiedenen Aspekten zum Zug kommt, wobei die flankierende Dokumentation mit Photographien – hier vorbildlich mit ausführlichen Legenden erklärt – ganz vorzüglich ist. Jede Photographie ist zudem mit Tag, Monat und Jahr datiert! Weil die Herrschaft Reichenbach (ehemals bei der Herrschaft Bremgarten) auch zum Kirchspiel Bremgarten gehörte, erhält Zollikofen in diesem Buch sogar seine zweite Gemeindegeschichte. Neben Kirchen-, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte kommen auch Musik-, Kunst- und Baugeschichte (Kirchenmusik, Volksmusik 17. Jahrhundert, Kirchen-, Schloss-, Hausbau allgemein) zum Zug. Bremgarten hat etwas rundum Gefreutes erhalten.

Ebenfalls in den «Berner Heimatbüchern» erschien von *Walter Stalder* der Band *Aeschi*,^{**} mit dem bezeichnenden Untertitel «Aus Geschichte und Heimatkunde». Das Inhaltsverzeichnis listet denn auch 59 Kapitelsüberschriften auf ohne ordnenden Aufbau, einfach so einer nach dem andern... Dieser erste schlechte Eindruck wird dann allerdings beim Lesen nicht bestätigt. Das ganze hat bei näherer Betrachtung gleichwohl eine gewisse Ordnung, chronologisch und nach Grossthemen (Städtchen Mülenen, Landschaft Aeschi, Kirchliches, Armenwesen, Schule, Wirtschaft, Tourismus, Verkehr usw.). Zudem werden die einzelnen Titel gut und kompetent abgehandelt, so zum Beispiel über das Schulwesen, über Land- und Alpwirtschaft, über den Tourismus mit seinen vielerlei Nebeneffekten, über die Verkehrserschliessung und so weiter. Für die ältere Zeit werden anstelle einer Bearbeitung und eigentlichen Darstellung eines Themas einfach Quellentexte gebracht, so etwa wird das Landrecht von 1469, das Pfrundurbar von 1747, die Enquête von 1764 abgeschrieben; glücklicherweise geschieht dies in moderner, dem heutigen Leser verständlicher Übertragung und nicht einfach als Abschrift des Originaltextes. Themen der Neuzeit sind insgesamt besser dargestellt, vor allem auch die Verhältnisse des 19. und 20. Jahrhunderts. Der Stil ist gut, fliest leicht; man liest mit steigendem Interesse – insgesamt ein Buch, in dem man mit Gewinn vieles aus Aeschi's Ortsgeschichte in Erfahrung bringen kann.

Die «Ortschronik» von *Oberwichtach*^{***} ist in etwas bescheidenerem Gewand gleichwohl mit vielen Abbildungen (Kartenausschnitten, Plänen, vor allem Photographien) reich ausgestattet. In

* Eduard M. Fallet: Bremgarten. Lese- und Schaubuch zur Geschichte des Kirchspiels Bremgarten sowie der Gemeinden Zollikofen, Bremgarten-Stadtgericht und Bremgarten bei Bern (Berner Heimatbücher 141), Bern: Haupt, 1991. 464 S. ill.

** Walter Stalder: Aeschi. Aus Geschichte und Heimatkunde. (Berner Heimatbücher 139), Bern: Haupt, 1991. 192 S. ill.

*** Theodor Bühler, Ernst Fuhrer, Fritz Klossner, Max Winnewisser: Oberwichtach – gestern und heute. Eine Ortschronik, hrsg. von der Gemeinde Oberwichtach, Oberwichtach: Gemeinde Oberwichtach, 1991. 199 S. ill.

vier Abschnitten wird die Zeit bis 1900 («Oberwichtrach gestern»), die heutige Zeit («Oberwichtrach heute») mit Rückblicken vor allem auf das 19. Jahrhundert sowie separat das Schul- und Kirchenwesen dargestellt. Verschiedene Kapitel dieses von fünf Gemeindebürgern (*Bühler, Fuhrer, Klossner, Kobel, Winnewisser*) verfassten Buches sind anschaulich und bieten Wissenswertes, so vor allem die Kapitel im Abschnitt «Oberwichtrach heute» (Aufbau der kommunalen Infrastruktur, Ortsplanung, Ortsbild) sowie die Behandlung der Schul- und Kirchenverhältnisse, so lange sie die heutige Zeit betreffen. Dagegen stellen die rund 40 Seiten vom Mittelalter bis 1900 ein Chaos an Information ohne inhaltlichen logischen Aufbau dar, durchsetzt von Klischees und handgestrickten Interpretationen von Dokumenten oder Ereignissen aus einer Zeit, die dem Autor selbst unverständlich sein muss. Während das 19. und vor allem 20. Jahrhundert somit eine befriedigende Darstellung erfahren haben, bleibt eine fachgerechte Geschichte der Gemeinde Oberwichtrach *vor 1800* noch zu schreiben. Nicht zuletzt wäre eine adäquate Behandlung des Komplexes «Aarewehr», die einst für alle Gemeinden längs der Aare eine zentrale Aufgabe und schwere Last gewesen war, einschliesslich der Aarekorrektion (1825–1827) wünschenswert.

Ein etwas zwiespältiges Gefühl hinterlässt die «Geschichte und Volkskunde» von *Ringgenberg-Goldswil*.^{*} *Gustav Ritschard* hat diesem umfangreichen Buch seinen Stempel aufgedrückt: Zum einen ist er der Hauptverfasser (welche Beiträge auf das Konto von *Heinz Buri* und *Emil Schmocker* gehen, ist nicht ersichtlich), zum andern stammen die meisten gezeichneten und gemalten Abbildungen, die das Buch von den übrigen Ortsgeschichten mit ihrem photographischen Bildmaterial unterscheiden, von ihm. Seine Stärke sind die volkskundlich behandelten Beiträge, und zwar nicht nur über das Wildheuen (167–240), der ein Reprint ist und hier den wichtigsten Platz einnimmt, sondern auch Kapitel über Milchzuckerproduktion, Holznutzung, Gefährdung durch Lawinen und Hochwasser, Alpwesen, Möbelschreinerei, Steinhauergewerbe, über «ds Zrüggbsinne». In diesen Kapiteln trägt Ritschard auf anschauliche, eindrückliche Art im Sinne einer guten volkskundlichen Untersuchung alle möglichen Aspekte, auch sprachliche, seines Gegenstandes zusammen und unterstützt Technisches mit vorzüglichen instruktiven Zeichnungen (zum Beispiel Vorrichtungen zum Heuseilen, Heuerinstrumentarium, Heu-/Holztransportmittel). Besonders schön sind seine Zeichnungen und Aquarelle des namentlich aufgeschlüsselten Alpgebietes. Dagegen stellen seine geschichtlichen Kapitel ein Gemisch aus Halbwissen und Lust am Fabulieren, zwar mit Sinn für «Geschichten», aber ohne Sinn für Geschichte dar. Auch die Darstellung des Kirchenwesens (Autor: *Jakob Streit*) krankt an fehlendem Sinn für (exakte) Geschichte. Wissenschaftlich ernst zu nehmen ist das kurze geologische Kapitel (Autoren: *W.O. Gigon, A. Mojon*). Insgesamt ist es zu bedauern, dass die Publikation nicht auf die volkskundlichen Aspekte und die Darstellung neuester Gegenstände (zum Beispiel Vereinswesen, Verkehr) beschränkt blieb.

Ein Kuriosum ist die «Geschichte der Kirche und des alten Kirchspiels» *Stettlen*,^{**} die keine Ortsgeschichte sein will, sondern ein auf die Geschichte der Kirche beschränktes «Zwischenergebnis». Eines wird dem Leser schnell klar: Der Autor *Otto Born* kann schreiben. Er zeigt auch Sinn für Geschichte und ist offen für die neue Forschung auf seinem Gebiet, offenbar ging er aber als Nichthistoriker mit einigen Hemmungen an die Niederschrift. Das Kuriosum liegt nun darin, dass – wie der Titel sagt – Kirchengeschichtliches den Hauptteil des kleinen Buches füllt, so die Beschreibung aller Zubehörden der Kirche (Epitaphe, Geläute, Chorfenster, Wappenscheiben, Orgel und so weiter), die Baugeschichte der Kirche sowie Biographien der Stettler Pfarrherren, dass aber noch einiges «eingeschmuggelt» wurde, was klar Ortsgeschichte ist: am Anfang einige

* Gustav Ritschard: Ringgenberg und Goldswil. Geschichte und Volkskunde, Mitverfasser: Heinz Buri, Emil Schmocker (Buchreihe Förderverein Ballenberg), Ringgenberg: Gemeinde Ringgenberg, 1990. 400 S. ill.

** Otto Born: Stettlen. Aus der Geschichte der Kirche und des alten Kirchspiels. Herausgegeben von der Einwohnergemeinde und der Kirchgemeinde Stettlen, Stettlen: Otto Born, 1991. 174 S. ill.

«Gschichtli» zu mittelalterlichen Verhältnissen in Stettlen (recht gut, aber leider in Mundart) und zwischen die lebendig verfassten Pfarrerbiographien, was sich für Stettlen so fand – etwas über die Täufer, die Chorgerichtspraxis, die Schule, die Allmendteilung, die historisch-statistischen Beschreibungen (Enquête von 1764 und 1780, Regionenbuch von 1783 oder Einwohnerregister 1811). Irgendwie kam da Ortsgeschichte durch die Hintertür doch noch herein...

Zum Abschluss seien einige allgemeine Gedanken zur Orts- und Regionalgeschichte angefügt. Man kommt beim Lesen quer durch eine Jahresproduktion an Orts- und Regionalgeschichte eines ganzen Kantons nicht um die Feststellung herum, dass einige Autoren ihren Gegenstand zwar mit Herz, aber ohne das nötige Rüstzeug des Historikers behandelt haben und so ganz einfach überfordert waren. Leider ist die Meinung recht verbreitet, dass sich ein Arzt, ein Jurist, ein Bäcker mit einer Berufsausbildung und einem Abschluss auszuweisen habe, zum Schreiben einer Ortsgeschichte genüge aber das «Naturtalent». Orts- und Regionalgeschichte gehören nun aber einmal, was vielerorts verkannt wird, zu den schwierigen historischen Gebieten. Eine umfassende Ortsgeschichte sollte auf dermassen viele Aspekte eingehen (Bevölkerung, Wirtschaft, Verkehr, Recht, Politik, Kultur, Kirche und anderes) und sich in einem zeitlichen Rahmen zurechtfinden, der gut und gerne über 2000 Jahre reichen kann. Ortsgeschichte verlangt ausserordentlich viel allgemeines und ebenso viel spezielles Wissen. Die meisten Autoren – auch Fachhistoriker – sind diesem Anspruch nicht gewachsen. Wie hilft man diesem Missstand ab? Heute werden Ortsgeschichten vielfach von mehreren Autoren verfasst; jeder übernimmt ein ihm bekanntes Gebiet. Eine Gemeinde kann sich auch dahin entscheiden, nur einen Ausschnitt aus ihrer Geschichte darstellen zu lassen – etwa das noch vielerorts unaufgearbeitete 19. und 20. Jahrhundert oder nur Wirtschafts- und Bevölkerungsgeschichte. Wenn sich ein williger Autor gefunden hat, soll er nach Möglichkeit jene Gebiete beschreiben dürfen, die er wirklich kennt. So blieb etwa in der Ortsgeschichte von Jegenstorf, weil sich ein kompetenter Mediävist nicht fand, das Mittelalter klugerweise unbehandelt. Es ist besser, ein Thema für einen späteren Forscher offen zu lassen als eine (teure) Missgeburt in die Welt zu setzen. Erfahrungsgemäss hat ein Nichthistoriker zur neueren und neuesten Zeit die nächste Beziehung. Hier haben interessierte Laien denn auch oft wertvolle Vorarbeit mit dem Sammeln und Bewahren von Archivalien, Photographien und Erzählgut geleistet; hier fühlen sie sich der Thematik auch gewachsen, was schon für die frühe Neuzeit oft nicht mehr gilt. Löbliche Ausnahmen, die über das Naturtalent hinaus sich im Selbststudium viel historisches Wissen angeeignet haben, gibt es indessen auch, wie die Beispiele «Bremgarten» und «Spiez» vielleicht am besten zeigen. Im übrigen macht das schöne Äussere – die reiche Bilddauswahl, die teure Farbigkeit – die Qualität einer Ortsgeschichte allein nicht aus. Und wenn schon Abbildungen den Text begleiten, dann ist der gute, historisch fundierte Kommentar, wie für «Bremgarten» und auch für «Spiez» vorzüglich demonstriert, unerlässlich; niemand kann dem Autor die Arbeit abnehmen, den dokumentarischen Wert seiner Abbildungen hervorzuheben und zu erklären.

Anne-Marie Dubler

Archäologie und Kunstgeschichte

Die Fundberichte und Aufsätze zur *Archäologie im Kanton Bern** haben gemäss Aussage der Herausgeber Daniel Gutscher und Peter J. Suter die Aufgabe, einem breiteren Publikum Einblick in die neueren Erkenntnisse der archäologischen Arbeit zu bieten. Damit präsentiert sich eine neue Schriftenreihe

* Archäologie im Kanton Bern, Band 1. Fundberichte und Aufsätze. Red.: Daniel Gutscher, Peter J. Suter (Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern, hrsg. vom Archäologischen Dienst des Kantons Bern). Bern: Staatlicher Lehrmittelverlag, Bern, Stuttgart: Haupt, 1990. 302 S. reich ill.

der Erziehungsdirektion. Sie bringt zugleich die Weiterführung einer der Funktionen, denen sich die eingestellte Jahrbuchreihe der Stiftung Bernisches Historisches Museum (Jahrbücher von 1921–1982) gewidmet hatte. Diese Aufgabe nimmt sie sehr ernst, präsentiert sich dabei modern und benutzerfreundlich.

Der Band ist in zwei Teile gegliedert: Teil A enthält Fundberichte. Diese sind nach Epochen gegliedert dargestellt. Sie umfassen für die Ur- und Frühgeschichte den Grabungszeitraum von 1984–1988, für Mittelalter und Neuzeit jenen von 1984–1985. Teil B hingegen enthält kürzere Aufsätze zu einzelnen Gegenständen, deren Auswertung wohl interessant ist, sich eine eigene Publikation indes nicht aufdrängt. Das Buch ist mit zahlreichem Bild- und Kartenmaterial gut dokumentiert und illustriert. Außerdem erschliessen ein Register und eine geographische Übersichtstabelle den Band und machen das Auffinden einzelner Berichte leicht. In knapp und klar fasslicher Form finden hier der interessierte Wissenschaftler wie auch der Laie die gewünschten Auskünfte. Der Band hält unbedingt, was er verspricht, und auf die Fortsetzung der Reihe ist man gespannt.

Annelies Hüssy

Franz Josef Sladeczecks Monographie über *Erhart Küng** stellt eigentlich die geraffte Form der Dissertation dar, welche an der Justus-Liebig-Universität Giessen im Wintersemester 1985/86 angenommen worden ist. Ein knapper Textteil wird ergänzt durch reichhaltiges Bildmaterial, welches im Zusammenhang mit der Renovation des Münsterportals aufgenommen werden konnte. Der Textteil gliedert sich in zwei unterschiedlich gewichtete Abteilungen. Während die umfangreiche erste sich mit Erhart Küngs Wirken in Bern beschäftigt, versucht der wesentlich schmalere zweite Teil die Herkunft und Ausbildungsjahre des Westfalen Küng zu rekonstruieren, was auf Grund der weitgehend fehlenden direkten Zeugnisse doch im Bereich des Hypothetischen bleiben muss. Etwas konkreter sind die Bezüge, welche den «Berner» Küng und seine Aufgaben als Stadtwerkmeister, die Arbeit an der Murtener Befestigung und schliesslich sein Wirken als Werkmeister am Münster, und hierbei besonders das bildhauerische Werk, betreffen. Dieser zuletzt genannten Aufgabe Küngs gilt das Hauptinteresse, wobei das Westportal mit dem jüngsten Gericht im Mittelpunkt der Forschungsarbeit steht. Das Ergebnis lässt sich in drei Punkte zusammenfassen: 1. Am Hauptportal lässt sich weder in der Grossplastik noch im Figurenfeld ein Stilpluralismus nachweisen, im Gegenteil vertritt der Autor die These, dass von einem verbindlichen Konzept und einem eigentlichen Werkstattstil gesprochen werden müsse, der eine Händescheidung ungemein erschwere, wenn nicht sogar verunmögliche. Der Autor fasst einen Personalstil Küngs als Ausdruck des Kollektivstils und plädiert somit für eine Werkstatt Küngs. 2. Für die verschiedenen Bereiche des plastischen Schmucks am Portal versucht der Autor mit Hilfe stilkritischer Überlegungen, den Nachweis einzelner Vorlagen zu erbringen. Insbesondere den Zehn-Jungfrauen-Zyklus am Gewände sieht er in direktem Zusammenhang mit erhaltenen Textfassungen eines Mysterienspiels. Hierbei erkennt er eine «direkte Einflussnahme» auf die Darstellung am Portal. Ob allerdings der Berner Zyklus nur in «Zusammenhang mit einem zeitgenössischen Zehn-Jungfrauenspiel» zu erklären ist, bleibt zu diskutieren, gehörte doch die Geschichte der klugen und der törichten Jungfrauen zu den weitverbreiteten Topoi. 3. Der Zeitpunkt der Fertigstellung des Münsterportals muss neu gesetzt werden. 1484 erfolgte die Gründung des Kollegiatstiftes St. Vinzenz und ein Jahr später wurden die Deutschordensherren aus der Stadt vertrieben. Wenn sich die Figur des Deutschordensritters aber dennoch im Tympanon und erst noch auf der Seite der Erlösten findet,

* Franz-Josef Sladeczek: *Erhart Küng, Bildhauer und Baumeister am Münster zu Bern (um 1420–1507). Untersuchungen zur Person, zum Werk und zum Wirkungskreis eines westfälischen Künstlers der Spätgotik*, Bern, Stuttgart: Haupt, 1990. 227 S. ill.

so kann dies, wie der Verfasser mit Recht betont, nur bedeuten, dass der Figurenschmuck zu diesem Zeitpunkt nicht allein fertiggestellt, sondern bereits auch versetzt war, und dass das Westportal des Berner Münsters also in den Jahren zwischen 1458/1460 und 1481 entstanden ist und nicht, wie bislang angenommen wurde, in den 1490er Jahren.

Annelies Hüssy

Kulturgeschichte und Volkskunde

Die Stadt Bern kennt nur noch wenige alte Bräuche und Festtraditionen. Was an städtischen Volksfesten die Reformation überlebte, fiel spätestens beim Fall des Alten Bern der politischen Veränderung zum Opfer. Allein der Zibelemärit beruft sich auf eine Jahrhunderte alte Tradition: Als Dank für ihre Hilfe nach dem grossen Stadtbrand von 1405 erlaubte Bern den Freiburgern, einmal im Jahr einen Markt abzuhalten, welcher dann – weil vor allem Zwiebeln verkauft wurden – den Namen «Zibelemärit» erhielt. Diese weit verbreitete Geschichte gehört jedoch leider ins Reich der Legenden, wie Rudolf J. Ramseyer in seinem Band über den *Zibelemärit* und die Berner *Martinimesse** nachweist. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich – vorerst ganz behutsam – neben der alten Warenmesse ein besonderer Zwiebelmarkt der Gemüsebauern vom Mont Vully.

Der Autor widerlegt jedoch nicht nur alte, liebgewonnene Legenden, er zeigt auch, dass sich die Wurzeln dieses Volksfestes dennoch bis ins frühe 15. Jahrhundert verfolgen lassen: 1439 erhebt der Rat den Oster- und den Martinimarkt zu Jahrmarkten. Mit den Augen des Volkskundlers, Sprachforschers und Historikers verfolgt nun Rudolf J. Ramseyer, dessen seit langem vergriffene Dissertation über das altbernische Küherwesen** eben in einer zweiten, durchgesehenen und ergänzten Auflage erschienen ist, die Entwicklung der Berner Jahrmarkte. Längst verschwundenes Brauchtum wird vom Autor wiederentdeckt, er untersucht die Seitentriebe der Messe, zu denen neben dem Zibelemärit auch der alte Chachelimärit, der Meitschimärit oder die Schaumesse – die heutige «Schütz» – gehören. Der Leser begegnet den verschiedenen Gruppen von Kaufleuten, Krämern und Messebesuchern, er begleitet das Auf und Ab der Jahrmarkte, deren Erfolge immer wieder die Konkurrenzangst des örtlichen Gewerbes weckten und darum die Existenz der Messe ebenso bedrohten wie die zeitweiligen Krisen. Die leicht lesbare, allgemein verständliche Sprache lässt den Leser vergessen, Welch aufwendige Forschungsarbeit hinter dieser facettenreichen Darstellung steht, die sich auch in der Auswahl der vielen ungewöhnlichen, wenig bekannten Abbildungen spiegelt. Wie bei den Bildern, so liegt auch im Text das Schwergewicht der Darstellung im 19. und frühen 20. Jahrhundert, während bei den mittelalterlichen Anfängen der Berner Jahrmarkte noch wichtige Fragen unerforscht sind.

Die Legende über den Ursprung des Zibelemärits sei so schön, dass sie sich auch in Zukunft halten werde, prophezeit Rudolf J. Ramseyer. Sein Buch über Zibelemärit und Martinimesse beweist jedoch, dass die historische Wirklichkeit nicht minder farbig ist.

Vinzenz Bartlome

* Rudolf J. Ramseyer: *Zibelemärit – Martinimesse*. Langnau: Emmentaler Druck, 1990. 143 S. reich ill.

** Rudolf J. Ramseyer: *Das altbernische Küherwesen*. 2., durchgesehene und ergänzte Auflage, Bern, Stuttgart: Haupt, 1991. 275 S. ill.

Mit seiner Dissertation *Gott und die Welt im Emmental** zeigt Thomas Hengartner spezifische Entwicklungslinien religiösen und sozialen Lebens im Emmental auf. Der Autor verwendet dabei volkskundliche, konfessionskundliche und sozialgeschichtliche Erschliessungsraster. Die Arbeit weist folgende Gliederung auf: Zuerst werden die verschiedenen Forschungsansätze dargelegt. In Teil II werden dann die siedlungsgeschichtlichen und demographischen Aspekte als wichtige Faktoren für die religiöse Entwicklung im Emmental aufgezeigt. Zu nennen sind die Einzelhofsiedlungsstruktur und ein beträchtliches Bevölkerungswachstum, welches zu krisenhaften Entwicklungen im 19. Jahrhundert führte (Ernährungskrise, Abholzung und Ausdehnung der besiedelten Gebiete).

Sodann weist Hengartner auf den Zusammenhang von Reformation und Konfessionalismus hin, denn die Reformation hatte zu einer religiösen Autonomie breiter Schichten geführt. Die Orthodoxie bereitete dem Pietismus als kirchliche Reform- und Erweckungsbewegung den Nährboden. Dadurch wurde das Staatskircentum faktisch gesprengt. Als Charakteristika dieser Bewegung nennt Hengartner Individualismus, Konventikelbildung, Biblizismus, Perfektionismus mit Betonung der Adiaphora. Sodann zeigt Hengartner die nachaufklärerische Entwicklung auf, die mit folgenden Stichworten umrissen wird: antiintellektuelle und gefühlsbetonte Frömmigkeit, Mitwirken eines Teils des Patriziates, was eine konservative Grundtendenz zur Folge hatte, Auswirkungen der Spannungen zwischen konservativ-orthodoxer und liberaler Theologie, Neuregelung des Verhältnisses von Kirche und Staat im Kirchengesetz von 1874.

In Teil III wird die Entfaltung des religiösen Lebens im 19. und 20. Jahrhundert dargestellt, insbesondere die Auswirkungen der Erweckungsbewegung und der aus Amerika stammenden Heiligungsbewegung mit der daraus sich ergebenden Diversifikation um die Jahrhundertwende. Sehr informativ sind die zusammenfassenden Thesen am Schluss der Untersuchung (197 ff.). Besonders zu nennen sind: Entwicklungsstagnation – das Emmental geriet ins wirtschaftliche Abseits – im 19. Jahrhundert, welche den Weg für die Ausbreitung konservativ-pietistischen Gedankenguts ebnete. Die Einzelhofsiedlungsstruktur war ein guter Nährboden für religiöse Gemeinschaften, welche ein kleinräumiges, tragfähiges soziales Netz bildeten. Die rasante Entwicklung des 19. Jahrhunderts führte in manchen Bereichen zu Krisen. Diese begünstigten die Aufnahme des pietistisch-erwecklichen Tugendkanons als ideologische und ethische Stütze, die der Staat und die Kirche nicht mehr zu geben vermochten. Es fand zunehmend eine Normierung des Alltagslebens statt. Zudem konnten sich in neben- und ausserkirchlichen Gemeinschaften Elemente der Volksfrömmigkeit neu etablieren. Dies zeigt sich besonders am sogenannten «religiösen Heimatstil», der Anpassung der Theologie ans bäuerlich-kleinbürgerliche Milieu durch Laien-evangelisten (rigoristische Erziehung, Kontrolle, Verdammung der Sinnlichkeit, monokausales Lohn-Strafe-Schema). Durch die sich entfaltende vereinsartige Tätigkeit wurde eine religiöse Nebenwelt aufgebaut, in der Regel abgegrenzt vom öffentlichen Leben.

Im letzten Teil der Arbeit wird ein lexikalischer Überblick über die heute im Emmental vorkommenden Gemeinschaften gegeben. Die Arbeit bietet interessantes Material und bringt Licht in die Genese religiöser Gruppierungen im Emmental. Es ist schade, dass die ganze Fundamentalismusdiskussion nicht auch in die Arbeit miteinbezogen wurde. Auch was den Bereich der Restitution unterdrückter Volksfrömmigkeit in neben- und ausserkirchlichen Gemeinschaften anbelangt, wäre volkskundlich dazu noch einiges zu sagen. Interessant wäre es, mehr über die neuen Heilengestalten zu erfahren, welche die pietistische Bewegung hervorbrachte. Auch gibt es interessante legendarische Berichte, die sich um die Bibel ranken. Zu nennen sind die materiellen Auswirkungen wie Heilungswunder und ähnliche Phänomene.

Christoph Baumann

* Thomas Hengartner: Gott und die Welt im Emmental. Eine volkskundliche Untersuchung zur Entstehung, Ausbreitung und Gestaltung religiösen Lebens im Rahmen religiöser Sondergruppen (Sprache und Dichtung N. F. 41), Bern: Haupt, 1990. 304 S.

In einem grossformatigen, vom Verlag prächtig ausgestatteten Bildband zeigt Konrad Weber «den Reichtum, die Vielfalt und die Schönheit» der *Berner Taufzettel** vom 17. bis 19. Jahrhundert. Der erste Teil informiert über Zweck, Formen und Herstellung dieser Patengabe; der Bildteil enthält Grundtypen und Varianten der Berner Holzschnitt- und Kupferdruckzettel in 79 originalgrossen, farbgetreuen Wiedergaben.

Solche Taufbriefe, welche zumeist drei Paten dem Kinde am Tag der Taufe schenken, erfüllen einen doppelten Zweck: einmal bergen sie – seit dem 18. Jahrhundert auf besondere Art kunstvoll gefaltet – ein Geldstück, den Einbund, dessen Wert die Obrigkeit stets zu begrenzen sucht; dann sind sie Träger von Sprüchen. Gerade diese Sprüche spiegeln zeitlich eine Wandlung in der religiösen Haltung, auf die im Buche hingewiesen werden müsste: Handgeschriebene Zettel aus dem frühen 17. Jahrhundert enthalten die eindrückliche – von der Prädestinationslehre her mehr als verständliche – Bitte, der allmächtige Gott möge sich des Kindes erbarmen, möge Glaube, Hoffnung und Liebe in ihm wecken und ihm nach dem Tode das ewige Leben schenken. – Im 18. Jahrhundert rückt die Gewissheit der Erlösung in den Vordergrund: Reich verzierte Sprüche auf gedruckten Briefen erklären den Taufakt nach dem «Kleinen Katechismus» von 1581 als Bad der Wiedergeburt und Abwaschung der Sünden durch Christi Opfertod. Später, im 19. Jahrhundert, tauchen neben den traditionellen Inhalten auch bloss «gute Wünsche und fromme Ermahnungen» auf; sie belegen die Überzeugung, dass das Seelenheil nun vom eigenen sittlichen Verhalten abhängt: «Und flied was Sünde heisst / So bist du wohl daran / Und wenn du sterben willst / Nimmt dich der Himmel an.» «Werthes (Liebes) Kind leb so auf Erden, dass du mögest selig werden.»

Unter dem Titel «Die verschiedenen Formen von Taufzetteln» führt Konrad Weber den Leser von den handgeschriebenen und -verzierten Briefen zu den Holzschnittdrucken am Ende des 18. Jahrhunderts, erklärt die einzelnen Schritte des Druckvorgangs bei Verzierung und Schrift, erwähnt die zeitlich parallelen Kupferdrucke und schliesst mit den seit 1819 im Bernbiet hergestellten Lithographien, die den Künstlern reichere und vor allem feinere Gestaltungsmöglichkeiten erlaubten, was sich kalligraphisch besonders gut erkennen lässt. Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts lösen dann pompöse Briefumschläge mit Spruchblatt und Geldstück die bisherigen Taufzettel ab, und zu Beginn unseres Jahrhunderts werden Polsterbüchlein mit zumeist reichlich süsem Bildschmuck verwendet. Gestützt auf Christian Rubis Buch «Taufe und Taufzettel im Bernerland» von 1968 erläutert Weber auch die seit dem 18. Jahrhundert übliche eigenartige Falttechnik der Briefe. Eine erstmals zusammengestellte, aussagekräftige Liste von Lithographen, Druckern und Verlegern schweizerischer Taufbriefe beschliesst den ersten Teil.

Gesamthaft hat Konrad Weber über 3500 Taufbriefe aus öffentlichen und privaten Sammlungen untersucht! Im Hauptteil des Buches (rund 140 Seiten) beschränkt er sich auf Holzschnitt- und Kupferdrucke, wie sie am Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Kanton Bern üblich waren, und stellt von 1150 gesichteten, zumeist quadratischen Exemplaren aus dieser Zeit 79 Grundtypen und Variationen farbig in Originalgrösse vor; nicht chronologisch geordnet in Anbetracht der kurzen Zeitspanne, sondern nach den Hauptmotiven der Verzierungen, wobei sich über die Grenzen zwischen Typus und Abwandlung und über ihre Reihenfolge diskutieren liesse. So reihen sich aneinander: «Tauben, Vögel, Sonnenblumen, Hagrosen, Lilien, Rosen, Vase, Blumenkranz, Engel, Taufszene (22 Abbildungen), Krippe.» Beeindruckend sind bei jeder Farbtafel eine Liste, wann und an welchen Tauforten diese Art Taufbrief verwendet worden ist, und der Beschreibungskatalog, eine Art Steckbrief, in dem Druckart, Masse, Titel, Bild/Druckstock und wenn möglich Hersteller aufgezählt werden. Unter den «Merkmale» steht exakt, ob der Titel ausserhalb oder innerhalb der Umrandung steht, ob «Taufzettel» mit d oder mit tt geschrieben

* Konrad Weber: Berner Taufzettel. Funktion und Formen vom 17. bis 19. Jahrhundert, Bern: Benteli, 1991. 207 S. reich ill.

ist, ob die oberste der vier Tauben nach rechts oder nach links blickt usw. Dahinter steckt das Bemühen um eine genaue Klassifikation der fast überreichen Vielfalt.

Seltsam berührt nur, dass das Allerwichtigste bei diesen Taufzetteln unerwähnt bleibt: der Symbolgehalt des bildlich Dargestellten. Es handelt sich keineswegs um bloss übernommene Ziermotive, welche die Volkskünstler von der Bauernmalerei auf Möbeln und Speicherfassaden übernommen haben (Christian Rubi, 1968, S. 45 und 47), denn ist es Zufall, dass auf den abgebildeten Taufzetteln das sonst so beliebte Tulpenmotiv fehlt? Die Tulpe ist erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts vom Osten her in Europa eingeführt worden und besitzt deshalb wenig oder keine Symbolkraft. Die Taube hingegen nimmt in der christlichen Ikonographie einen Ehrenplatz ein; denn als Friedenskünsterin trägt sie nach der Sintflut das Ölblatt – man beachte daraufhin die Taufbriefe –, und bei der Verkündigung der Taufe Christi wird sie zum Symbol des Heiligen Geistes (Chr. Rubi, 1968, S. 55). Die Rose – Königin der Blumen – ist ursprünglich Attribut Marias, später Symbol der sündenlosen Reinheit; die Lilie ist Symbol der Unschuld, die Nelke wiederum weist mit ihren nägelartigen Samen auf den Opfertod Christi hin, die Traube auf das Abendmahl und damit ebenfalls auf den Opfertod. Der Kelch enthält das Lebenswasser, aus dem der vielgestaltig dargestellte Lebensbaum entspringt. All diese Symbole – auch Tiere gehören hierzu: das Lamm, der Hase – sind also mehr als flächengestaltende Zierelemente: Sie ergänzen und bestätigen eindrücklich das Spruchgut auf den Taufbriefen und stehen innerhalb einer langen Tradition in Verbindung mit den spätmittelalterlichen religiösen und weltlichen Stickereien sowohl aus Frankreich, den Niederlanden wie aus Österreich und ebenso mit der Malerei. Denken wir nur an die Bilder Rogiers van der Weyden, an das «Paradiesgärtlein» eines oberrheinischen Malers um 1410, an Martin Schöngauers «Madonna im Rosenhag» oder an Albrecht Dürers «Maria mit den vielen Tieren». Zugegeben, wenige der Paten werden am Ende des 18. Jahrhunderts noch mit diesen Symbolgehalten vertraut sein; aber dies spricht nicht gegen die Symbole selbst. Ebensowenig werden ihnen die Anfänge des Taufbriefbrauches noch bekannt sein. Diese reichen als «Rites de passage» in vorchristliche Zeiten zurück: So wie man dem Toten eine Wegzehrung ins Jenseits mitgab, stützte man das Neugeborene mit Wortmagie und Geld für das Diesseits.

Diese Hinweise wollen die mühevolle Klassifikationsarbeit des Verfassers und die hervorragende technische Qualität des Bildbandes nicht schmälern, vielmehr ergänzen.

Rudolf J. Ramseyer

Die Entwicklung der Landwirtschaft in den letzten 100 Jahren war mit ganz enormen Veränderungen auf all ihren Teilgebieten, in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht verbunden. Dazu gehörte nicht zuletzt auch die Emmentaler Alpwirtschaft, die sich unter dem Druck der aufkommenden Talkäserei grundsätzlich ändern musste: An die Stelle der einst blühenden exportorientierten Alpkäserei trat die vorwiegende Jungviehsömmerung; nicht wenige Alpen erfuhren die Umwandlung in Ganzjahresbetriebe. Ehemals patrizische Alpen kamen nach kürzerem oder auch langem Unterbruch wieder in bäuerliche Hand, und damit verschwand ein nunmehr überflüssig gewordener Berufs- und gesellschaftlicher Stand – die Küher. Diese Entwicklung konnte sich je nach Betrieb über ein halbes Jahrhundert und mehr dahinziehen. Die *Hofchronik Innenberg-Weiermöslī** zeigt beispielhaft diesen langen Weg von der patrizischen Küheralp zum Ganzjahresbetrieb mit Jungviehsömmerung auf. Es ist ein Glücksfall, dass sich ein Agronom, Helmut Meyer, der seit Jahrzehnten die Entwicklung dieses Alpbetriebs als Verwalter und Mitbesitzer selbst mitbestimmte, die Aufgabe gestellt hat, diese Veränderungen darzustellen. Mit grosser Sachkenntnis werden alle

* Helmut Meyer: Hofchronik Innenberg-Weiermöslī (Gemeinde Eggwil) 1857–1985. Langnau: Emmentaler Druck, 1991. 128 S. ill.

wichtigen Aspekte (Liegenschaft, Eigentümer/Bewirtschafter, Bewirtschaftung) behandelt und jene Organisationen beschrieben, von denen eine Alpwirtschaft notwendig abhängt – von den lokalen Milch-, Elektrizitäts- und Weg- und Bachverbauungsgenossenschaften. Aber nicht nur die betriebswirtschaftliche Seite erhält ihre Darstellung, sondern Meyers weite Interessen führten auch zu Abklärungen des Bodens, der Flora und Fauna in Form wissenschaftlicher Aufträge (verschiedene Diplomarbeiten von ETH-Absolventen), die zitiert sind. Die vorzügliche sachliche Darstellung wird durch einen klaren Aufbau, eine gute, sparsame Sprache und fachmännisches Belegen mit Literatur und archivalischen Quellen unterstützt; gutes Abbildungsmaterial (Photos, Kartenausschnitte, Skizzen, Gebäudegrundrisse) sowie ein Anhang mit wertvollen Zusammenstellungen (zum Beispiel Liegenschafts-, Bau-, Holzpreise, Pachtverträge) ergänzen den Text. Es entstand so eine Hofchronik, die sich würdig in jene Quellengattung der «ökonomischen Beschreibungen» fortschrittlicher Landjunker des 17. und 18. und von Musterbauern des 19. Jahrhunderts einreihen wird.

Anne-Marie Dubler

Zu ihrem 25jährigen Bestehen hat die Volkswirtschaftskammer Emmental *Christian Buris kleine Chronik** über den *Hof im Winkel* in der Gemeinde Konolfingen herausgegeben. Da schreibt ein Bauer und Hofbesitzer über die lange Zeit von über 150 Jahren (seit 1833), in der sein Hof in Familienbesitz ist. Vieles las er in den hofeigenen Archivalien, vieles aber blätterte er aus einem reichen Gedächtnis. Dass dies alles «mehr der Tradition verpflichtet als aus Freude am Schreiben» geschieht, merkt man zum einen am nicht immer geschliffenen Deutsch, aber ebenso auch an der geradezu mit Leidenschaft betriebenen Genaugigkeit, mit der Buri auch das kleinste Detail so beschreibt, dass es jedem verständlich werden soll, wie ein Gerät funktioniert hat, wie eine Arbeit angegangen, was zu einer Speise verwendet, wie ein Spiel gespielt wurde. Das geschieht nun nicht nur in Worten, sondern mit derselben Exaktheit auch in eigenen hübschen Bleistiftzeichnungen, deren Ziel das Verständlich-Machen ist, so zum Beispiel beim Balkenhauen mit der Axt: Man sieht den aufgebockten Stamm mit dem eingezeichneten Balkenverlauf, am Boden das zum Schwärzen verwendete Rusströgli, die zur Arbeit verwendeten Äxte (u.a. Breitaxt) in der Haurichtung über dem Stamm schwebend, den Schidweggen im Spalt eingeklemmt, daneben die mit seiner Hilfe abgesprengten Holzstücke am Boden. In dieser Art gibt es Zeichnungen zum Deuchelbohren, zum Torfsgraben, zum Erdeführen hangaufwärts, zum Hälbling-Sägen, zur Konstruktion eines Weinfuhrwerks samt Fuhrbäre, der hofeigenen Mostpresse, der Schnapsbrennerei, der Wäscherei. Da geht manchem erstmals auf, wie man ein Gerät eingesetzt hat. Buri beschreibt den Hof und das zugehörige Land, in aller Akribie alle Gebäude mitsamt ihrer Einrichtung, aber auch die landwirtschaftlichen und nebengewerblichen Arbeiten, die dazu benützten Geräte und Maschinen mit ihren Entwicklungsstufen zwischen 1833 und 1990. In allen Kapiteln wird die Liebe zum Volkskundlichen spürbar, ganz besonders aber in Buris Beschreibung des Lebens auf dem Hof. Dazu gehören unter anderem die liebevoll beschriebene Zubereitung der Speisen, das aufwendige Wäschewaschen, die bäuerliche Bauholzzubereitung, aber auch besonders hübsch verschiedenste Bubenspiele vom Anfang der zwanziger Jahre. Wer das kleine Büchlein zur Hand nimmt, wird sich darüber herzlich freuen und einiges beim Lesen dazulernen.

Anne-Marie Dubler

* Christian Buri: Der Hof «Im Winkel» Konolfingen. Hrsg. zum 25jährigen Bestehen der Volkswirtschaftskammer Emmental von der Kommission Kulturförderung, Langnau: 1991. 120 S. ill.